

Ein treues Lied

Autor(en): **Augustin, Hermann**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur**

Band (Jahr): **46 (1966-1967)**

Heft 1

PDF erstellt am: **05.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-161856>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

Ein treues Lied

HERMANN AUGUSTIN

DER LINDENBAUM

Am Brunnen vor dem Tore
Da steht ein Lindenbaum:
Ich träumt' in seinem Schatten
So manchen süßen Traum.

Ich schnitt in seine Rinde
So manches liebe Wort;
Es zog in Freud' und Leide
Zu ihm mich immer fort.

Ich muß' auch heute wandern
Vorbei in tiefer Nacht,
Da hab' ich noch im Dunkel
Die Augen zugemacht.

Und seine Zweige rauschten,
Als riefen sie mir zu:
Komm her zu mir, Geselle,
Hier findest du deine Ruh'!

Die kalten Winde bliesen
Mir grad' in's Angesicht,
Der Hut flog mir vom Kopfe,
Ich wendete mich nicht.

Nun bin ich manche Stunde
Entfernt von jenem Ort,
Und immer hör' ich's rauschen:
Du fändest Ruhe dort!

Gedichtet wurde das Lied von Wilhelm Müller (1794—1827), der einst berühmt war durch die *Lieder der Griechen*; bekannt ist noch seine Ballade *Der Glockenguß zu Breslau*. Die musikalische Form wurde dem Liede von Schubert, im Zyklus *Die Winterreise*, gegeben. Es findet sich in den *Gedichten eines reisenden Waldhornisten* (1821), deren erstes Bändchen Müller seinem Freunde Ludwig Tieck und deren zweites er «dem Meister des deutschen Gesanges Carl Maria von Weber» gewidmet hat.

Das Lied versetzt uns mitten in die Romantik, wo das Waldhorn noch gleichsam die Stimme Gottes bedeutete. Schon der Introitus erweckt Erinnerungen. Der Dreiklang: Brunnen-Tor-Baum eröffnet eine sakrale Sphäre.

Ursprünglich war Wald. Aus seiner Wurzeltiefe entsprangen die Quellen. Der Wald wurde gelichtet. Ewig scheinen die Wasser zu rauschen. Es entstand ein Dorf und dann ein Städtchen. Der Quell wurde gefaßt. Am Brunnen erhob sich der Lindenbaum, und aus dem Tor kamen die Mädchen und Frauen, um Wasser zu schöpfen. Der Linde Schatten ladet zur Einkehr ein.

«Ja! sie sinds, die dunklen Linden, / Dort, in ihres Alters Kraft», singt der Wanderer im *Faust*.

Baum und Quelle sind Geburten der Mutter Erde. Der Baum ist ein aufstrebend Ruhendes und das Wasser das rastlos sich Bewegende. Senkrecht steigt der Stamm empor. Gleich Armen greifen die Äste aus, und in melodischem Bogen senkt sich die Strahlung der Zweige herab. Die Linde ist der Baum der Liebe und der Lieder. Im Märchen heißt sie der kummerlösende Baum. In ihrem Blütenbaldachin summt der Bienen emsiger Pään. Mit mütterlicher Liebe tritt die Linde aus der Wildnis zum Menschen hin. Die sanfte Rundung ihrer Krone stimmt mit der Wölbung der Erde und des Firmaments überein. Der Stamm ist Symbol der Weltachse. Wie jedes Ding, so hat nach frommem Glauben auch der Baum sein himmlisches Urbild. Im Baum ist das Urbild des Domes vor-gezeichnet. Heilige Bäume gaben Anlaß zu Städtegründungen. Das Studium deutscher Ortsnamen ergibt, daß über sechstausend von Wäldern und Bäumen herrühren, von denen mehr als achthundert nach der Linde benannt sind. Demnach kann auf früher ausgedehnte Lindenwäldungen geschlossen werden. Im *Nachsommer* schreibt Stifter: «Die Linde ist der Baum der Wohnlichkeit. Wo wäre eine Linde in deutschen Landen — und gewiß ist es in andern auch so — unter der nicht eine Bank stände, oder auf der nicht ein Bild hinge, oder neben welcher sich nicht eine Kapelle befände. Die Schönheit ihres Baues, das Überdach ihres Schattens und das gesellige Summen des Lebens in ihren Zweigen ladet dazu ein.»

*

In der *Genesis* steht: «Und Gott der Herr ließ aufwachsen aus der Erde allerlei Bäume, lustig anzusehen, und gut zu essen, und den Baum des Lebens mitten im Garten und den Baum der Erkenntnis des Guten und Bösen.» In Mythen und Sagen redet der Mensch mit dem Baum, und dieser antwortet ihm. Der Baum spielt eine Vermittlerrolle zwischen den Menschen und höheren Wesen. Eine Bindung an Baum, Wasser und Stein läßt sich bei allen Völkern nachweisen. Unter breitschattenden Bäumen, bei großen Steinen und sprudelnden Quellen wurde Gericht gehalten und das Gottesurteil gefällt. Es ist der Ort des Gerichts. Im Glauben an eine Wesensgleichheit von Mensch und Baum ist einst für das neugeborene Kind ein Bäumchen gepflanzt worden. Der Schlag mit der Lebensrute übertrug die dem Baum innewohnende Lebenskraft auf den Menschen. Meister Eckhart sagt: «Daz leben ist mir gemeine mit den boumen.» Es gibt ein Du im Baum, im Stein und im Wasser. «Der Klang der Welt», schreibt der Harmoniker Hans Kayser, «durchtönt seit Urzeiten die Schöpfung in denselben Akkorden und Melodien».

Der Baum nimmt den Menschen zuerst als Wiege und zuletzt als Sarg auf. Wer kennt es noch, Justinus Kerners Lied *Der Wanderer in der Sägmühle*? Die Tanne singt die «Trauermelodie», während sie zu Brettern des Sarges zersägt

wird. Die griechische Sage erzählt von der Transfiguration von Mensch und Baum: Als Philemon und Baucis auf der Höhe des Berges hinter sich blickten, sahen sie das ganze Dorf von Wasserfluten überschwemmt, ausgenommen ihre Hütte, in der sie die Götter freundlich beherbergt hatten. Die Hütte verwandelte sich in einen Tempel, dessen Diener sie wurden. Die göttliche Barmherzigkeit ließ beide miteinander sterben, damit keines des andern Grab sähe. Baucis wurde in eine Linde, Philemon in eine Eiche verwandelt; und lange Zeit stunden sie als Bäume neben dem Tempel-Altare. Ovid will beide Bäume noch gesehen haben, «von einer Mauer umgeben und mit Kränzen an den Zweigen stets behängt», und er fügt hinzu: «so wird selbst verehrt, wer da verehrt hat». Goethe schildert im *Faust* das schreckhafte Ende dieses Linden- und Kapellenidylls. Noch stehen Bäume, an denen einst die Heere der Perser, Griechen und Römer vorüberzogen und deren Anblick den heutigen Menschen mit Staunen und Ehrfurcht erfüllt.

«In der Tiefe und Lebendigkeit dumpfer Gefühle», schreibt Alexander von Humboldt im *Kosmos*, «liegt zugleich der erste Antrieb zum Kultus, die Heiligung der erhaltenden wie der zerstörenden Naturkräfte.» Der Mensch erhob sich dann aus einem «dunklen Gefühl» und einer «stillen Ahnung von der Einheit aller Naturgewalten» zu geistiger Freiheit.

*

In der Antike geht der Baumkultus dem Tempeldienst voran. «Wenn du», schreibt Seneca, «in einen Hain trittst voll ehrwürdiger Bäume in übermächtiger Größe, die dir durch das dichte Dach ihrer Zweige den Anblick des Himmels entziehen, so erregt dir die Erhabenheit desselben und das Geheimnisvolle des Ortes mit seinen Schatten die Ahnung der Gottheit.» Ein unsichtbares Wesen spricht im Waldesdunkel zum Menschen. Ovid sagt: *Numen inest*. Der Wald ist Mysterium und Arkanum. In Wort und Bild gestaltete sich das Sakrale. *Sacrare* bedeutet: der Gottheit weihen. Seit urvordenklichen Zeiten galten Bäume und Haine als Kultmale und -stätten. Der Baum ist Gottes Wohnung. In ihm, als sichtbarer Hülle, haust und webt das göttliche Numen. Der Baum ist heilig. Es gab Gottesbäume und Baumgottheiten. Divinatorische Äußerungen gingen vom Baume aus: Der Baum wurde als vom Hauche der Gottheit erfüllt gedacht. Die Bäume des dodonischen Hains besaßen Orakelkraft. Prodigien gingen von ihnen aus. Es gab glückbedeutende Bäume. Mit dem Baumkultus verband sich der Gedanke des *Aryls*: Ihre Berührung gewährte Schutz. Der geweihte Bittzweig machte dessen Träger unantastbar. In den heiligen Hain flüchtete der Verfolgte sich vor der irdischen Gewalt.

Humboldt schreibt: «Der Grieche dachte sich die Pflanzenwelt in mehrfacher mythischer Beziehung mit den Heroen und Göttern. Diese rächten strafend eine Verletzung geheiligter Bäume und Kräuter.» Die Gottesweihe

schützte den Hain vor der Rodung. Die ersten Gesetze des Waldschutzes entsprangen dem Ritual. Bei den Germanen durften heilige Haine von Unberufenen nicht betreten, ein heiliger Baum weder des Laubes noch der Zweige beraubt und nicht umgehauen werden. Bäume bildeten die ersten Tempel. Die Säule ist in ihrem Urstand ein Baumstamm. Der Buchenwald ist eine Säulenhalle wie der Tempel. Der Engelspfeiler im Straßburger Münster, mit dem in ihn eingemeißelten Weltgericht, entspricht in Symbolik und Vertikal-tendenz dem Heiligkeitsverhältnis eines Baumes.

Als ursprüngliche, nicht von Menschenhänden, sondern von der Gottheit selbst geschaffene und mit der Schöpfung zugleich entstandene Wohnsitze wurden Bäume und Quellen verehrt: Geburt und Epiphanie der Götter und der Ursprung ihres Kultus wurden mit ihnen verbunden. Der Gottheit Bild birgt sich im Blätterrauschen. Die Seele des Menschen fühlte sich von der Nähe der waltenden Gottheit erfüllt. Der Baum erhebt das Gemüt zur Andacht. In der christlichen Ära wurde *silva sacra* zu *Heiligenforst*. Bernhard von Clairvaux erzählt von sich, daß er in Wäldern, nachdenkend und betend, am meisten gelernt und oft keine andern Lehrer gehabt habe als Bäume und Steine.

Bei den Griechen und Römern traten in späteren Zeiten Bild und Wohnung der Gottheit aus dem Baume heraus. Das menschengestaltige Gottesbild wurde aus dem Holze des Baumes geschnitzt, und dieses wurde dann wieder im Baum oder im Tempelhaus daneben aufgestellt. Im sakralen Bezirk stunden mehrere Bäume um einen Altar vereinigt. Die Stämme wurden mit heiligen Binden umwunden und die Zweige mit Kränzen behängt: Weihegaben der Bittflehenden an die Gottheit. In die Rinde wurden Weihe-Sprüche eingeschnitten und am Stamme Votivgaben und -tafeln angebracht, um des Segens der Gottheit teilhaftig zu werden.

Dieser sakrale Bezug ist, wenn auch verweltlicht, im Gedicht, von dem wir ausgingen, noch als religiöses Relikt erkennbar: «Ich träumt' in seinem Schatten / So manchen süßen Traum. / Ich schnitt in seine Rinde / So manches liebe Wort; / Es zog in Freud' und Leide / Zu ihm mich immer fort.» In diesen Urerinnerungen dürfte der Grund liegen, warum uns dieses schlichte Lied immer wieder ergreift.

*

Stifters Erzählung *Der beschriebene Tännling* bewahrt einen ähnlichen sakralen Vorgang: Die Kapelle mit dem aus Holz geschnitzten leidvollen Vesperbild der Marienklage, der Weihebrunnen und die «uralten, riesenhaft großen Brunnenlinden». Der Dichter erzählt, wie einst das Gnadenbild «mitten in dem Wasser» aufgefunden wurde. Der «Holzhauer» Hanns legte sich «auf den kalten Stein» vor dem Altare: «daß seine Arme auf demselben lagen, und seine Lippen denselben berührten. Er küßte den Stein mehrere und wiederholte Male». Das Niederwerfen des ganzen Körpers auf die Erde ist der

magisch-rituelle Ausdruck der Demütigung vor höheren Mächten und deren Anrufung. In den Zweigen des beschriebenen Tännlings erscheint dann das Marienbild: eine Epiphanie der Muttergottheit. Durch die Vision werden das Verbrechen abgewendet und die innere Wandlung bewirkt. Hanns sagt: «Es muß etwas Verworrenes gewesen sein, um das ich gebeten habe.» Mit einer rituellen Handbewegung «fuhr Hanns über sein Angesicht», um das Böse zu vertreiben. Der Dichter hielt sich an die Sagen, welche erzählen, wie wundertätige Muttergottesbilder aus Quellen auftauchen (*Mariabronn*) oder auf Bäumen, auch innerhalb eines Baumes, erscheinen. Und so heißt es: «Unsere Liebe Frau zur Linde.»

Im *Witiko*, dem historischen Epos Stifters, finden sich uralte religiöse Bezüge. Singend und mit Rosen bekränzt, tritt Berta dem jungen Reiter aus dem Walde entgegen. Der Kranz ist Symbol der Verbindung mit der Gottheit. Stifter spricht vom «Glück im Walde». «Aus dem Walde kann Großes ausgehen, er hat die Kraft und treibt sie hervor, aus jedem von uns kann das Große kommen.» Mensch und Wald stehen in harmonischen Proportionen. Wie der Baum emporstrebt, so Witiko: «Ich will nach dem Höchsten streben.» Bei den grauen Steinen, beim murmelnden Quell und unter den rauschenden Bäumen legen Berta und Witiko das Gelübde ab. Nach uraltem Glauben offenbart sich der vom Hauche der Gottheit erfüllte Baum, von dieser in ihm wehenden Gotteskraft bewegt, divinorisch: Orakelsprüche wurden ihm abgelascht. Aus dieser sakralen Relation und Baumverbundenheit sind Witikos Worte an Berta erklärbar: «Du stehst wieder, wie meine Weissagung, am Rande des Waldes.»

In Stifters *Hochwald* ertönt die «Sprache des Waldes». In der «heiligen Einöde der Wildnis» liegt der See, «ein unheimlich Naturauge», und hinter ihm steigt die «festlich flimmernde Steinwand» auf. Der Wald wird zum *Aysl* vor den Schrecken des Krieges. Der alte Waldgänger hat immer «ein gutes Gewissen aus dem Walde heimgetragen». Und er hörte — ein akroatisches Moment! — «allgemach die Reden des Waldes»: «ich horchte ihnen auch, und der Sinn ward mir aufgetan, seine Anzeichen zu verstehen». Die Menschen können «Unschuld lernen von der Unschuld des Waldes». «Der Stein selber legt sich um seinen Schwesterstein, und hält ihn fest, alles schiebt und drängt sich, alles spricht, alles erzählt...» Der Wald ist sozusagen ein heiliges Gefüge.

Der Motivkreis: Baum-Quelle-Stein geht fast durch alle Erzählungen Stifters. Besonders deutlich tritt er hervor im *Waldgänger*, *Waldsteig* und *Waldbrunnen*; noch in seinem letzten Aufsatz *Aus dem Bairischen Walde* zeichnet ihn Stifter auf: «Das leise Rauschen der Bäche ... das Atemholen des Waldes ... die Saat der Granitblöcke.» Im *Nachsommer* ist er im Schloßgarten: «Hinter dem die alten Linden standen, und die Quelle floß, an der die weibliche Gestalt aus weißem Marmor Wache hielt.» Wie bei Homer ist auch bei Stifter

die von Bäumen umschlossene und vom rinnenden Wasser belebte Grotte ein heiliger Bezirk. Wasser-, Baum- und Marmorliebe verschmelzen zu einem wundersamen Grundakkord: «Die Anlage ist gemacht, daß sie das Gemüt und den Verstand erfüllet . . . die grüne Wand des Eppichs schließt ruhig ab, die zwei Eichen stehen wie Wächter, und das Weiß des Steins geht sanft von dem Dunkel der Blätter und des Gartens weg.» Alle Dinge stimmen zusammen in einer «unhörbaren Harmonie»: «die Reinheit des weißen Marmors», das «rieselnde Wasser», die «bewunderungswürdige Luft». Stifter nennt das Wasser «ein Kleinod der Gesundheit».

*

Man ist versucht zu sagen, daß die Betrachtungsweise mittelalterlicher Mystiker in Entsprechung mit der Stille und Tiefe der Wälder stand: Franziskus auf dem Alverna-Berge und Bruder Klaus in der Melchaa-Schlucht. Damals reichten die Wälder noch tiefer herab. Wolframs von Eschenbach *Parzival* findet den Heilsweg vom «dunklen See» aus, den «wilden Wald» durchirrend, zum «heiligen Stein» — zum Gral. Seine Lehre von den «Qualitäten» des Lebens begründet Böhme mit dem «Beweis vom Baum»: «Geh zu einem Baum und siehe den an und besinne dich, so siehst du den ganzen Baum, nimm ein Messer und schneide darein und koste ihn, wie er ist.» Die irdischen, himmlischen und höllischen Gewalten preßten aus dem Görlitzer Schuhmacher die erschütternde Vision: «Als ich lag am Berge gegen Mitternacht, und alle Bäume über mich fielen, und alle Sturmwinde über mich gingen . . .» In der *Continuatio des Simplicius Simplicissimus* schildert Grimmelshausen einen «öden, unbekanntem Ort»: in die «glatten Rinden» der Bäume waren Sprüche, «dunkle Oracula», eingeschnitten; «eine ungeheure Höhle voller Wasser im Steinfelsen» stand dahinter.

Ein unendlicher Beziehungsreichtum eröffnet sich durch die Jahrtausende. Im *Phaidros* Platons ist es die Platane, «so dicht und weithin verzweigt», und «die lieblichste Quelle des kühnsten Wassers . . . Der Ort scheint wahrhaft göttlich zu sein». Horaz feiert «den Eichstamm / Auf dem alternden Felsen, / Dem dein murmelnder Quell entspringt». Eine Elegie des Properz ist unserem Gedicht vergleichbar: «Wenn je in Bäumen Liebe gewohnt hat», und den Namen der Geliebten, «wie oft grab ich den Rinden ihn ein.» In der *Divina Commedia* besingt Dante den Ort, von dem schon die Dichter der Antike geträumt — in Parnasso esto loco: Der Läuterungsberg, die heilige Quelle und der Gotteswald. Eine süße Melodie durchströmt die Fächer der Pinien. Mit Rosen bekränzt erscheint Beatrice unter den heiligen Bäumen. Heilig ist der Ort, wo sich Göttliches offenbart. Von diesem Ort fliegt Dante in die himmlischen Harmonien auf. Von Waldpoesie und Waldmagie sind Shakespeares Zauberspiele erfüllt: «Dies unser Leben vom Getümmel frei, / Gibt

Bäumen Zungen, findet Schrift im Bach, / In Steinen Lehre, Gutes überall.» Tieck singt: «Es lebt der Wald von wunderbaren Zungen», und Eichendorff: «Da steht im Wald geschrieben / Ein stilles, ernstes Wort.» In Mörikes Gedicht *Die schöne Buche* erscheint «des Hains auflauschende Gottheit». Und C. F. Meyer läßt dem Wald das Wort: «Jetzt rede du!» Gerocks *Palmblätter* fassen den großen Rhythmus von Seele und Natur in die Zyklen: «Heilige Worte — Heilige Zeiten — Heilige Berge — Heilige Wasser.» Gerock findet sich bis zu Pindar zurück. Die Sibyllen und Orpheus schrieben ihre Verkündigungen auf Palmblätter. Hinter der Einfachheit und Schlichtheit des Dichtewortes tut sich ein Ewiges auf.

*

Die alten Völker brachten, wie dem Baum, auch der Quelle ihre Verehrung dar. Dem dunklen Mutterschoß der Erde entspringt der Quell. Seneca schreibt: «Wo irgend aus dunklem Grunde ein mächtiger Quell zutage bricht, stehen Altäre; warme Quellen sind uns ehrwürdig; und manchen Seen hat schattiges Dunkel oder unergründliche Tiefe Heiligkeit verliehen.» Mit den geheimnisvollen Kräften der Natur war der Mensch in Freundschaft und Ehrfurcht verbunden und in das Wunder eingesenkt. Das Wasser ist heilig. In einem aufschlußreichen Briefe beschreibt Plinius d. J. die Quelle des Clitumnus: «den heiligen und alten Tempel», das praesens numen, welches Orakel verkündet; ringsum stehen auf den Hügeln in Zypressenhainen Tempelchen, die ihre eigenen Quellen haben, welche der Hauptquelle zufließen; das ganze heilige Wasser ergießt sich in einen Fluß, über den eine Brücke geschlagen, welche «das Heilige von dem Profanen scheidet». Der Quellgottheit wurden Opfer gespendet. Wer den Quell verunreinigte, beging ein Sakrileg und verfiel der Strafe der Gottheit. Aus einem religiösen Gefühl wurde das Wasser zum Sakrament.

Die griechische Geschichte überliefert: Am Fuße uralter Bäume — Eichen, Platanen, Ölbäumen — sprudelte eine Quelle hervor. Im heiligen Bezirk hat das Wasser eine mantische Kraft. Wasser und Weissagung sind vereint. In der Erdtiefe wird das Wasser von den chthonischen Mächten gespiesen. Es war «allgemeine Uranschauung, nach der in der Tiefe das tiefste Wissen, das letzte Geheimnis des Lebens ruht». Die Schicksalsgöttinnen, die chthonischen Gottheiten und die Geister der Abgeschiedenen versammeln sich in den Totengewässern. Diese Anschauungen spielten in den alten Mysterienkulten eine wichtige Rolle. Aus der Tiefe, wo die Füße des Wanderers vorübergehen, steigen die Offenbarungen empor.

Sinnbild des aufbrechenden Lebens ist der Quickborn. Quelle heißt im Mittelhochdeutschen ursprinc. Das Wasser löst alles Verhärtete und Erstarrte auf und bringt es wieder in Fluß und in den ewigen Kreislauf. «An den Ort, von dem die Wasser ausgehen, kehren sie zurück.» Der Glaube, daß das

Wasser heilt und verjüngt, ja das ewige Leben zu geben vermag, herrscht bei allen Völkern. «In Zeiten des Wachstums gießen die Nymphen heilsames Wasser.» In der *Mappe* schreibt Stifter: «Die Quellen und Bäche der Täler hüpfen und sprangen . . . als würden sie heimlich immer wieder von Geistern oder Engeln genährt.» Nach sakralem Rituale läßt Stifter im *Witiko* den Burgquell fassen und weihen. Alle diese Gebräuche gehen auf die Mysterienkulte zurück. Im Gespräch am Jakobsbrunnen nennt Christus das fließende Wasser eine Gabe Gottes. Der Apokalyptiker schaut «einen Strom lebendigen Wassers, so glänzend wie Kristall». Im *Globusspiel* schreibt Cusanus: «Es ist ein einziger lebendiger Brunnen, der den ganzen Bereich der Lebenden erfüllt.» Aus Mysterienahnung kommt Hölderlins Gleichnis: «Wie ein geistig Wasser, das aus der Tiefe der Berge quillt, und die geheime Kraft der Erde uns mitteilt in seinem kristallinen Tropfen.»

Im Glauben an die natürlichen und übernatürlichen Heilkräfte sind die asklepiadeischen Heilstätten von Epidauros und Kos angelegt worden. Kult- und Kurort bildeten eine Einheit. Die milden Gebirgszüge, die niedersteigenden Zypressenwälder und Haine umsäumten die Tempelanlagen. Im Dunkel des Gottesraums fand der therapeutische Tempelschlaf statt. Durch die Tempelfundamente rieselte der Heilquell. Die Epiphanie des Heilgottes bewirkte die Heilung.

Die heiligen Haine waren über ganz Griechenland zerstreut. Das Pflegen der Quellen und Anpflanzen der Bäume galt als ein gottgefälliges und von der Gottheit behütetes Werk. Wo beim Baum der Quell fehlte, wurde er durch das Weihebecken ersetzt oder zu ihm in Röhren geleitet. Auf dem Steine, dem ersten Altare, sind die ersten Opfer dargebracht worden. Neben dem Weihequell errichteten Griechen und Römer das Tempelchen — aediculum. In ihm stand das Kultbild. Das Ädikulum ist zur christlichen Kapelle geworden. Die ganze Anlage hieß der Heilige Brunnen. Die Ortsbezeichnungen *Heilbronn* und *Heiligenbrunn* sind auf diese Weise entstanden. Aus den Ädikula gingen die Tempel, aus den Kapellen die Kirchen hervor. Der mantische Quell der Antike war ein «redendes Wasser», dessen Gemurmel, durch Eingebung der Götter, den Hörenden inspirierten und Orakel verkündeten. Die delphische Platane stand neben dem kastalischen Quell, und unter ihren Zweigen lag der «heilige Stein». Apuleius berichtet: «Wie es wohl die Sitte frommer Wanderer ist, wenn der Weg an einen Hain oder heiligen Ort führt, daß sie die Erfüllung ihrer Wünsche erflehen, Gaben niederlegen und sitzend ein wenig verweilen.» Der betende Mensch, in seiner Not und Qual, ist auch der bittende. Orare wird zu optare.

Die gleiche religiöse Denkart war bei den Kelten und Germanen: Das Wasser wird ursprünglich von den Göttern aus Schalen und Urnen ausgegossen. Hölderlin hat diese mythopoetischen Bilder übernommen: «und hörst, wie drinnen / Aus silbernen Opferschalen / Der Quell rauscht, aus-

geschüttet / Von reinen Händen.» Hölderlin war in das Mysterium hineingeboren: «Ich wandere durch dies Land wie durch Dodonas Hain, wo die Eichen tönnten von ruhmweissagenden Sprüchen.» Die Bezogenheit aller Töne auf einen Grundton — das tonale Element — wirkte sich in den Mysterien aus.

*

Es war ein frommer Glaube, daß die Götter an einen Ort gebunden seien. Jeder Ort hat seinen Genius. Die Gnadenorte waren durch Baum, Quelle und Stein bezeichnet: zum Beispiel *Mariastein*. Auch der Stein liegt im magischen Bereich. «Ein stein hât ouch minne, und des minne suochet den grunt», predigte Meister Eckhart; «Steine hânt ouch groze kraft von der glîcheit, die die sternen und des himels kraft dar inne wûrket.» Der geringste Kieselstein hat eine Geschichte von Jahrmillionen hinter sich. Der Stein ist ein «urgewaltiges Glied der Schöpfung» und hat eine «innere Gewalt». Böhme schreibt im *Mysterium Magnum*: «Wenn ich einen Stein aufhebe und ansehe, so sehe ich das Obere und das Untere, ja die ganze Welt.» Den «magischen Proceß» erstreckt Böhme auf den Stein: «Ich habe einen toten Stein vor mir, er weiß, noch fühlet nichts; ich muß mit Gewalt an ihn setzen, auf daß ich ihn bezwinge und ihm sein Kleinod, das er in sich verborgen hat, nehme.» Novalis dichtet: «Es ist dem Stein ein rätselhaftes Zeichen / Tief eingegraben . . .» Der Harmoniker Hans Kayser lehrt, daß die ewigen Normen, die den Kristall schufen, auch in unserer Seele klingen und ein unhörbares Melos den Stein durchtönt. «Steine sind stumme Lehrer», sagt Goethe. Ihre Steinverbundenheit bekennt die Droste: «Wie sind wir drei so ganz allein, / Du, Luft, und ich und der uralte Stein!» Der Stein geht uns innerlich an: das innere Ohr hört die Melodie der Schöpfung. Aus den Höhlentempeln führten die eleusinischen Mysterien auf die Höhe des Berges. Der Berg ist heilig. «Wie lieblich sind auf den Bergen die Füße der Boten, die den Frieden verkündigen», steht bei Jesaias. Der mit den Urelementen befreundete Goethe, der «alte Merlin», schreibt im Aufsatz *Granit*: «Hier, auf dem ältesten ewigen Altare, der unmittelbar auf die Tiefe der Schöpfung gebaut ist, bring ich dem Wesen aller Wesen ein Opfer.» Die Granitliebe verwandelt sich in Gottesliebe. Die beiden der Pest entronnenen Kinder in Stifters Erzählung *Granit* sind wieder wie ein erstes Menschenpaar — gleichsam dem Urgestein entsprungen. «Der Stein ist ernst», sagt Stifter. Bei ihm ist es die Marmorliebe: Der «Marmorgang» führt zur «Marmortreppe», auf der das «Marmorstandbild» steht; und dann geht es in den «Marmorsaal», der vom Duft-Opfer der Rosen erfüllt ist. Der Marmorsaal gleicht dem Kultraum, der Cella eines Tempelheiligtums, wo Stille und Schweigen herrschen: *Numen adest* (Ovid).

In seiner Schrift über *Adalbert Stifter als Dichter der Ehrfurcht* weist Emil Staiger auf den sakralen Gehalt der Dichtung Stifters hin: «Wir stehen in

einem sakralen Bezirk, in einem *τέμενος* oder *templum*, zu deutsch, einem abgeschnittenen Raum, abgeschnitten vom Profanen, vom Alltäglichen, von der Zeit.» Der Raum und die Dinge sind heilig: *res sacrae*. «Das Heilige, das *sacrum*», erklärt Staiger, «ist Gnade sowohl wie Dämonie, dämonisch für den, der das Eigene sucht, gnädig dem Frommen, der sich dem übermächtigen Walten in Demut beugt.» Dem Dämonischen muß der Mensch den schwersten Tribut zahlen, aber ihm kommt, wie Hans Kayser im *Grundriß* zu bedenken gibt, die Möglichkeit einer Wandlung zu, einer schließlichen Unterdrückung des Dämonischen: «Aber nur dieses Innerste, Beste schafft und wirkt Unvergängliches: in ihm und seinen Leistungen treten wir in das Ewige ein.» Als einen ins innere Heiligtum der Dinge Schauenden wird Stifter von Staiger dargestellt: «Er gleicht dem Priester, der mit dem Rücken gegen die Gemeinde den Dienst versieht, allein dem Göttlichen zugekehrt.» Einem Baume gleich steht der Priester, die Arme wie Äste ausgebreitet, vor dem «heiligen Stein», dem Altar.

*

An geheiligter Stätte gibt die Gottheit ihre Winke. Mythos, Magie und Religio bezeichnen eine solche als *Heiligen Ort*. Sophokles läßt den heimatlosen, blinden Ödipus in den Hain der Eumeniden eintreten: «dieser Ort ist heilig». Hier findet der Unglückliche das Ziel seiner Leiden. In der Tiefe des Hains, am Quell und Steinsitz erfüllt sich die göttliche Verheißung. Hölderlin hat dieses sakrale Erbgut in seine Dichtung eingebaut: «Heilig ist mir der Ort» (*Stuttgart*). In der Christushymne steht: «Und kommen muß zum heiligen Ort das Wilde.» Im geistigen Kristall der Sprache leuchtet das Sakrale auf: «Dort unter syrischer Palme, / Wo nahe lag die Stadt, am Brunnen . . . still atmete die Kühlung / Vom Dunkel des geweihten Gebirgs.» Im *Empedokles* sind die *heiligen Elemente*: Berg, Wälder und Gewässer zu *einem* heiligen Bezirk zusammengestimmt: «Ein tiefer Fels, von Eichen dicht umschirmt, / Dort in der dunklen Ruhe des Gebirgs, / Und nah entspringt ein Quell . . .» Es ist Hölderlins große Vision, «daß alle heiligen Orte der Erde zusammenfinden um einen Ort». Der Dichter glaubt an eine universelle Existenz des Ethischen und Religiösen, die nicht von den Menschen in die Schöpfung hineinverlegt, sondern von der Gottheit getragen ist. Das Sensorium für das Sakrale blieb bei Hölderlin selbst in der Wahnsinnszeit wach — ein Entrückter.

*

Ebenso geht die Überlieferung des *Alten Testaments* von heiligen Brunnen, Bäumen und Steinen aus. Unter «der Eiche, die bei Sichem ist», hatte Abraham die erste Gotteserscheinung. Dem Erzvater «erschien der Herr im Hain Mamre». Neben der Speise-Eiche stand der Altarstein und floß das Wasser. Am heiligen Brunnen reichte Rebekka dem Isaak den erquickenden Trunk.

Der Wanderer Jakob legte sein Haupt schlafen auf dem «Stein des Orts»; und es eröffnete sich ihm im Traume die Pforte des Himmels: «Wie heilig ist dieser Ort.» Auf dem Berg Horeb erscheint der Herr dem Moses. Aus dem Feuerbusch kam Gottes Stimme: «Der Ort ist heilig.» Zu David redete der Herr: «Und wenn du hören wirst das Rauschen auf den Wipfeln der Maulbeerbäume einhergehen, so eile; denn der Herr ist dann ausgegangen vor dir her . . . »

*

Der Wanderer im Lied *Der Lindenbaum* durchschreitet das Tor, welches gleichsam die Schwelle vom Sakralen zum Profanen bildet. Es zieht ihn in die Ferne, ins Ruhelose. Die Peripetie ereignet sich «in tiefer Nacht». Die anschließenden Verse: «Da hab' ich noch im Dunkel / Die Augen zugemacht», enthalten noch einmal ein Verinnerlichungsmoment. Der Wanderer weiß noch um ein Heiliges, ein Heilendes. Der Dichter Wilhelm Müller war mit Luise Hensel befreundet, von der das allbekannte Nachtgebet stammt: «Müde bin ich, geh' zur Ruh', / Schließe beide Äuglein zu.» Dieses Schließen der Augen — das Wort «Mystik» meist von dem griechischen *myéo* abgeleitet — wird von Müller als ein neues religiöses Motiv eingeschaltet. Das Schlummergebet der Hensel, in seiner einschläfernden Wirkung, gleicht der Heilmethode des Tempelschlafs. Die Kinder genießen, um ihrer Unschuld willen, den Vorzug, wieder ganz in die himmlischen Harmonien eintauchen zu können. Die Szene ist ptolemäisch wie auf Stefan Lochners Bild *Maria im Rosenbag*. Aus der höchsten Himmelssphäre beugt sich Gottvater heraus. Alles ist Goldgrund, frommes Ergeben und seliger Reigen: der Gotteskreis.

Der eigentliche Dichter des Augenschließens — von ihm hat es die Hensel — ist Gerhard Tersteegen im *Geistlichen Blumengärtlein* (1729). Tersteegen verlegt den heiligen Ort in die Tiefe der Seele selbst: «Seel', schließ die Augen zu vor diesem Rund der Erden; / Entsinke sanft und still dir selbst samt Ort und Zeit.» Der Dichter spricht von der inwendigen Sphäre des Gebetes: «Du bist dir selbst der Ort.» Die «tiefe Veneration» geschieht durch «das tiefe Schweigen / Beschauen, anbeten und sich beugen»: die priesterliche Gebärde. So wie in Tempeln und Kirchen, in ihrer Dunkelheit und ihrem Schweigen der Heilsuchende innere Einkehr hält, besingt Tersteegen in unzähligen Variationen das Schließen der Augen vor dem rastlosen Getriebe der Welt, um wieder die «innere Zeit», den «inneren Ort», das «innere Gebet» zu finden: «Müder Geist, nun kehr zur Ruh, / Und vergiß der Bilder alle, / Schließ die Augen sachte zu, / Was nicht Gott ist, dir entfalle.» Dieser «Fromme im Lande», wie ihn Friedrich der Große nannte, lehrt als Seelenarzt die innere Sammlung, die Versenkung in die Stille: «Ins Heiligtum, ins Dunkle kehr ich ein.» Tersteegen weiß um die religiöse Entwurzelung und «beständige Confusion» des Menschen: «nur Angst ist in der Welt».

Den modernen Begriff der Existenzangst hat Tersteegen längst vorweggenommen — das gleiche tat die Droste in *Das Geistliche Jahr*. — Das Innere beruht auf Sanftmut, Stille und Schweigen. Die pythagoreische Tradition setzte sich fort. Der inwärtsgerichteten Seele offenbart sich Gott im Schweigen, im «inneren Stillesein». Tersteegen sagt: «Am Schweigen werden die erkannt, die Gott im Herzen tragen.» Gott spricht, wo alles schweigt. Den Urgedanken aller Mysterienlehren bringt Eckhart in die Worte: «alliu dinc sind den inwendigen menschen ein inwendigiu götliche wîse.» Tersteegen findet die wunder- und heilsame Weise: «Nun kehr ich ein: Herr, rede du allein, beim tiefsten Stillesein zu mir im Dunkeln.»

Alexis Carrel weist in seinem Büchlein *La Prière* (1944) auf den heiligen Ort der Seele, auf den «inneren Kultraum» hin, welcher mitten im Getriebe der Großstadt zu finden ist. Dem Menschen, der noch den Sinn für das Ewige hat, geht die «Insel der Einsamkeit» nicht verloren. Jeder Ort ist heilig, an welchem der Mensch den Gedanken an Gott faßt.

*

Im Gedicht *Der Lindenbaum* überfällt den in die Nacht hinausstürmenden Wanderer noch einmal das Heimweh nach dem Sakralen: «Und seine Zweige rauschten, / Als riefen sie mir zu . . . Hier findest du deine Ruh'.» Die Linde ist ein redender Baum. Das Ungewisse und Unbekannte lockt: «Ich wendete mich nicht.» Der heilige Ort entschwindet. Wir singen das Lied, dann vermögen wir es noch zu summen, und zuletzt bleibt nur der Gedanke, die Erinnerung an etwas Urvertrautes: «Nun bin ich manche Stunde / Entfernt von jenem Ort, / Und immer hör' ich's rauschen: / Du fändest Ruhe dort!» Das Lied endet in der Möglichkeitsform.

Der Mensch ersteht aus dem Dunkel und geht wieder ins Dunkel. Auf seiner Wanderschaft zwischen Erde und Himmel bleibt ihm noch die Ahnung eines Ewigen hinter allem Zeitlichen. Wie Blätter fallen die Menschen vom Lebensbaume ab. Es heißt: «Alles, was aus der Erde kommt, muß wieder zu Erde werden, wie alle Wasser wieder ins Meer fließen.» Das menschliche Dasein ist dem Gläubigen oder Ungläubigen ein Geheimnis. Mysterium und Mysterien haben dieselbe Wortwurzel.

*

Die letzte Station ist das Grab. Seit Urzeiten ist dessen Bepflanzung ein heiliges Brauchtum. Kein Friedhof ohne Baum. Der Baum ist Symbol der Sehnsucht, der überirdischen Bestimmung des Menschen — seiner Dauer über das Grab hinaus. Der Lebensbaum — wie überhaupt das Baum-Emblem — versinnbildlicht die höhere Rangordnung, und mit ihm verbindet sich der Glaube

an die Unsterblichkeit. Grabbäume, Grabsteine und die Grabesgärtchen sind Zeichen «eines Gesetzes ewiger Güte unter allem Wechsel des Irdischen». Zypressen waren von jeher die Trauer- und Leichenbäume. Die pyramidenförmige, dunkelgrüne Eibe — die nordische Zypresse — steht als Sinnbild der Trauer, aber auch des ewigen Lebens auf unseren Gräbern. Die ersten Christen gaben ihren Toten, auf Unsterblichkeit hoffend, die Blätter des Efeus und des Immergrüns mit.

Mit feierlichen Worten schildert Bachofen die Grabstätten der Antike: «Die Zerstörung, welche das üppige Wuchern der Vegetation an den Grabfassaden hervorgebracht hat, stört nicht im mindesten. Man zürnt der Wurzel nicht, welche gleich einem künstlich eingeschlagenen Keile die Decke gesprengt oder ein Stück des Portals losgetrennt und in die Tiefe hinabgestürzt hat. Die Stille der Natur ist die würdigste Umgebung einer ewigen Wohnung. Wenn den Menschen alles verlassen hat, so umschlingt noch die Erde liebevoll mit ihren Gewächsen das steinerne Haus . . . Alle jene Nekropolen liegen zur Seite eines Gewässers. Das Gemurmel der Woge scheint dem Toten sein ewiges Lob zu rauschen . . . beweinen der heiligen Ströme rieselnde Quellen ihre Trübsal.»

Nach dem Glauben der Griechen geht der Abgeschiedene in die Behausung der Götter ein. Die Erde nimmt alle Tränen und alles Blut auf und bringt sie wieder verwandelt ans Licht. Durch die göttliche Gnade ereignet sich für die sterbliche Hülle die Palingenesie. Der von den irdischen Banden befreiten Seele ist das Grab ein Durchgang zum Reiche des Lichts. Die Bitte, daß dem Toten die Erde leicht werde und seine Asche sich «mit den Lilien und Rosen» verbinde, kommt aus uraltem Ritual. Das Begräbnis unter den Bäumen war ein Brauch, der unter demselben Heiligkeitsgesetze stand, welches den Baum der Gottheit weihte. In der alten Religion wurde der Grabbaum als ein Malzeichen errichtet, in welchen das gute Wirken des Toten einging. Fontanes Gedicht vom «Birnbäum über dem Grab» erinnert an einen solchen Gedächtnisbaum. Die nimmer erlöschende Hoffnung nach ewiger Fortdauer und der Wunsch, wenigstens des Toten Namen unvergänglich zu machen, vor allem aber das Gebot der Liebe und der Treue, weihen das Grab zum *Heiligen Ort*. Der Ernst des Grabes verbindet sich mit dem Lichtgedanken der Mysterien.